

Lauryn Hamilton Murray
HEIR OF STORMS

LAURYN HAMILTON MURRAY

Heir of Storms

Aus dem Englischen
von Petra Koob-Pawis



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2025

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)
www.cbj-verlag.de

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© Copyright Lauryn Hamilton Murray, 2025

Die englische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel:

»Heir of Storms« bei Penguin Books Limited,
einem Imprint von Penguin Random House

Übersetzung: Petra Koob-Pawis

Lektorat: Luitgard Distel

Umschlagkonzeption: Carolin Liepins, München
unter Verwendung der Motive von © Shutterstock
(Golubov; klyaksun; anigoweb; GRBrenders; ITSUKY;
Cobalt S-Elinoi; Jag_cz; KDdesign_photo_video;
KRIT GONNGON; Anuj_Striker; StudioSmart)

MP · Herstellung: AnG

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16749-6

Printed in Germany

*Für alle, die sich selbst schon einmal
wie Nieselregen gefühlt haben*

OSTACRE



Prolog

Meine Geburt bedeutete für viele den Tod. Die Menschen ertranken in den Sturmfluten, die ich mit meinem ersten Atemzug heraufbeschwore. Das Wasser riss sie mit sich und sie wurden von Meereskreaturen und unberechenbaren Sirenen verschlungen oder ihre aufgeblähten und verfaulenden Leichen blieben zurück. Ihre Leben wurden ausgelöscht, als meines begann.

Ich war der Anfang, der das Ende brachte, wie die Fidra zu sagen pflegen.

Als ich klein war, erzählte mir meine Mutter viele Geschichten. Sie machte *mich* zu einer Geschichte. Sie erzählte von einem Mädchen mit Augen wie Regenwolken und Meeressicht, einem Mädchen mit der Macht, den gewaltigsten Sturm heraufzubeschwören, den unser Volk je erlebt hatte. Sie verstand es, die hässlichen Dinge schön erscheinen zu lassen und der Wahrheit ihre Härte zu nehmen. Erst nach vielen Jahren wurde mir klar, dass diese Geschichte, *meine* Geschichte, alles andere als schön war und dass das Mädchen aus diesen Erzählungen – also *ich* – falsch, böse und verflucht sein musste.

Sie haben mich *Blaze* genannt, was die Brennende bedeutet. Meine Mutter dachte, ich sei eine Flammengeborene – was sonst? Jedes Kind der Harglade erbt das Feuer, das an den Fingerspitzen züngelt, glühend heiß in den Adern pulsiert und im Innersten hell lodert. Das Feuer der Harglade ist uralt, einzigartig und unvermischt – über Generationen hinweg bewahrt durch das sorgsame Kreuzen der Ignitiat-Blutlinien. Vor meiner Geburt dachte meine Mutter, die Gebeete ihres Hauses seien erhört worden. Aber das waren sie nicht. Und wenn doch, dann nicht in meinem Fall.

In dem Moment, als mein Zwillingsbruder ins Leben geholt wurde, flammten alle Kerzen, Fackeln und Herdfeuer hell auf. Flint. Ein Flammengeborener.

Und dann kam ich. Klein, dürr, mit seltsamen Augen und einem Paar ungewöhnlich starker Lungen. Trotzdem schöpfte noch niemand Verdacht. Warum auch? Wer hätte gedacht, dass ich, die Tochter meiner Mutter, Spross aus dem Hause Harglade und direkte Nachfahrin der Feuergöttin Vesta, etwas anderes sein könnte als ein Flammenkind?

Dann zog der Sturm auf.

Der Regen peitschte hart gegen die Buntglasfenster, fiel in dichten Vorhängen vom Himmel und wirbelte das Meer so auf, dass es sich den Wolken entgegenreckte.

Das war kein gewöhnlicher Regen – und er fand kein Ende.

Der Sturm wurde stärker und stärker. Er breitete sich über das gesamte Reich aus, setzte alle Provinzen unter Wasser, ließ Etheri und Fidra gleichermaßen in den Fluten ertrinken. Der Ozean schwoll an, Dämme brachen, Seen traten über die Ufer. Und es regnete immer weiter.

Manchmal frage ich mich, wie lange es meiner Mutter

gelang, sich einzureden, es sei nichts als Zufall gewesen, dass genau in dem Moment ein gewaltiger Sturm über das Reich hereinbrach, als man ihr die Tochter das erste Mal auf die Brust legte. Und wann der Moment kam, an dem sie die ersten Zweifel beschlichen.

Nach unzähligen Tagen, währenddessen die Welt versank und die Menschen ertranken oder verhungerten, stellte sich meine Mutter schließlich der Wahrheit, die wie ein Schatten hinter ihr lauerte. Sie nahm mich mitten in der Nacht aus meiner Wiege und trat hinaus in den Sturm. Sie beschwor ihr Feuer herauf, um sich den Weg zu beleuchten, aber kaum flackerte die Flamme in ihrer Hand auf, wurde sie vom Wind erstickt. Sie versuchte es wieder und wieder. Aber es hatte keinen Sinn.

Mein Sturm verschlang ihr Feuer.

Meine Mutter kämpfte sich bis zum Rand der höchsten Klippe. Unter uns tobte das Meer, über uns weinte der Himmel. Dann, so erzählte sie mir viele Jahre später, streckte ich meine winzige Hand aus und ballte sie zur Faust – als würde ich eine Handvoll Sturm packen und bewahren wie ein Geheimnis. Und so plötzlich, wie er angefangen hatte, hörte der Regen auf. Nur diejenige, die den Sturm heraufbeschworen hatte, konnte den Sturm bezwingen.

Und das war ich.

Die Geschichte beginnt und endet mit mir.

Ich habe viele Namen. Oder besser gesagt, man kennt mich unter vielen Namen. Denn diese Namen sind nicht meine, sie gehören den Menschen, die sie verwenden – die sie zornig ausschließen, angstvoll flüstern oder in ehrfürchtigem Gebet singen. Diese Namen raunt man sich hinter vorgehaltener Hand zu, weil man sie nicht laut auszusprechen

wagt, oder wispert sie im Schutz des Kerzenlichts, wenn man sich Geschichten erzählt.

Die letzte Regensängerin.

Die Aquatori – Etheri mit der Gabe, das Wasser zu beherrschen – kennen viele Legenden über die Regensänger. Sie konnten die hellsten Tage grau färben. Sie konnten Dürren beenden und Waldbrände löschen. Aber keiner der Sänger hat je einen Sturm wie den meinen heraufbeschworen.

Die von den Göttern Verfluchte. Dieser Name ist besonders schmeichelhaft.

Mörderin. Es war nicht meine Absicht gewesen, das Reich zu überfluten. Ich war schließlich ein neugeborenes Baby. Aber die vielen Opfer des Sturms starben meinewegen. Also muss ich diesen Namen wohl oder übel akzeptieren.

Wechselbalg. So nennen sie eine Regensängerin, die in ein Haus hineingeboren wurde mit einer Blutlinie, so rein wie die hellste Flamme. Die erste Aquatori seit Generationen von Ignitia.

Missgeburt. Dieser Name tropft wie Gift von den Lippen derer, die mutig genug sind, ihn auszusprechen. Manchmal höre ich, wie die Diener ihn in den Gängen zischen, wenn sie denken, ich wäre nicht in der Nähe.

Namen haben Krallen. Sie bohren sich durch die Haut bis auf den Knochen.

Und dann ist da noch der eine Name, dem ich niemals entkommen werde, der sich so tief eingeprägt hat wie das Brandmal auf meinem Handrücken.

Sturmweberin.

So nennen sie mich.

Das Mädchen, das den Sturm webte, der die Welt erbeben ließ.

TEIL I

Die Erben



1

Ich stehe kerzengerade vor dem Spiegel.
»Steh nicht so krumm, Blaze!«, fährt Großmutter mich an und stößt mir ihren Stock in den Rücken. Mit zusammengepressten Lippen umkreist sie mich eine geschlagene Minute lang. »Nein. Nein, das ist nichts. Das nächste!«

Die Schneiderin senkt ehrerbietig den Kopf, um ihren Unmut zu verbergen. Mit den Stecknadeln immer noch zwischen den Zähnen, hilft sie mir aus dem himmelblauen Kleid und reicht es an eine der Dienerinnen weiter. Eilig wird ein weiteres Kleid herbeigebracht, diesmal so hell wie Meeresgisch. Gehorsam hebe ich die Arme und sie streift es mir über den Kopf, wobei sie darauf achtet, meine Frisur – zwei Zöpfe mit eingeflochtenen Perlen – nicht in Unordnung zu bringen. Das Kleid ist voluminos, es ergießt sich in Wellen aus Rüschen und Spitzen um mich herum. Ich rümpfe die Nase, sage aber nichts. Inzwischen – nach einem Dutzend abgelehnter Kleider – würde ich auch einen Sack tragen, wenn das Großmutter endlich zufriedenstellen würde.

Sie zieht ihre dunkle Augenbraue hoch, mustert mich von Kopf bis Fuß und fordert mich dann mit einer knappen Fingerbewegung auf, mich zu drehen. Ich drehe mich.

Mein Zwillingsbruder steckt den Kopf zur Tür des Ankleidezimmers herein, eine Hand vor den Augen.

»Bist du angezogen?«

»Kommt drauf an, wen du fragst«, murmele ich.

Flint späht durch seine Finger, dann lässt er die Hand sinken und prustet los. »Du siehst aus wie ein Baiser.«

Ich schnappe mir eine Haarbürste von der Kommode und werfe sie nach ihm, aber er schlägt die Tür zu, bevor sie ihr Ziel erreicht. Dann höre ich, wie er draußen weiterlacht, während er davoneilt.

»Das nächste«, sagt Großmutter seufzend und lässt sich auf einem mit rotem Seidenstoff bespannten Sofa nieder.

Sie selbst trägt ein Kleid in kräftigem Scharlachrot. An ihrem Hals funkeln Rubine, genau wie an dem goldenen Knauf ihres Gehstocks, der wie der Kopf einer Kobra geformt ist – das Emblem unseres Hauses. Ihr Haar, einst dunkler als meines und nun an den Schläfen ergraut, wird in ihrem Nacken von etwas zusammengehalten, das wie ein karmesinrotes Spinnennetz aussieht.

In Familien wie meiner pflegt man für gewöhnlich die Farbe des eigenen Hauses zu tragen. Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Großmutter jemals ein Kleid in einem anderen Farbton als Rot oder jemals anderen Schmuck als ihre Rubine getragen hätte. Für mich *ist* sie die Farbe Rot.

Der Raum ist unangenehm warm, der Geruch von Weihrauch und duftenden Kerzen hängt schwer in der Luft.

»Könntest du bitte ein Fenster öffnen?«, frage ich eine Bedienstete, die bei meinen Worten zusammenzuckt, als

hätte ich sie angeschrien. Sie tut, was ich sage – allerdings nicht ohne zuvor die Bestätigung meiner Großmutter dafür eingeholt zu haben.

Durch das geöffnete Fenster kommt etwas frische Luft herein, aber nicht viel. Valburn, die Heimatprovinz des Hauses Harglade, liegt im Herzen der Feuerlande: ein heißer, trockener und dicht besiedelter Landstrich, der sich direkt auf der rechten Seite des Rifts erstreckt – dem großen gähnenden Abgrund, der Ostacre genau in der Mitte in zwei Hälften teilt.

Das nächste Kleid ist in einem hellen, schillernden Türkis-ton gehalten.

»Und, Mylady?« Die Frage der Schneiderin ist nicht an mich gerichtet und sie wird mit einem knappen, verärgerten Kopfschütteln beantwortet.

»Großmutter«, sage ich flehentlich. »Das Kleid ist in Ordnung, sie sind alle in Ordnung. Das eine ist so gut wie das andere. Für mich spielt das keine Rolle.«

Die Schneiderin wirkt pikiert.

»Nun, für *mich* spielt es eine Rolle, Blaze, und das sollte es für dich ebenfalls«, sagt Großmutter scharf. »Hast du auch nur die *leiseste* Vorstellung davon, wie aufwendig die Vorbereitungen für diesen Abend waren? Hast du vergessen, *wer* heute unter unseren Gästen sein wird? Du musst makellos aussehen. Du musst makellos *sein*.«

Sie durchbohrt mich mit ihren blitzenden Augen, Harglade-Augen, tiefbraun und goldgesprenkelt. Ich unterdrücke ein Seufzen und gebe mich mit einem Nicken geschlagen.

Auf den Tag genau ist es jetzt siebzehn Jahre her, dass der große Sturm wütete, und das bedeutet, dass heute mein

siebzehnter Namenstag ist, genau wie Flints. Heute Abend veranstaltet Großmutter einen Ball, und bald werden die Gäste zu Tausenden eintreffen – Ignitia, Ventalla, Terrathian und Aquatori, mit anderen Worten: Etheri von jedem der vier königlichen Höfe des Reichs. Ich habe Angst davor, ihnen gegenüberzutreten. In die Gesichter derer zu blicken, die mich verabscheuen, die am Tag meiner Geburt möglicherweise geliebte Menschen verloren haben. Einige von ihnen werden viele Tage oder sogar Wochen der Anreise auf sich genommen haben, um einen Blick auf das Mädchen zu erhaschen, das man die Sturmweberin nennt. Für sie bin ich nur ein Geschöpf aus den Geschichten und nicht aus Fleisch und Blut. Sie kommen, um dem Mythos ein Gesicht zu geben, um mich in meinem Gefängnis zu begaffen, als wäre ich ein Singvogel in einem Käfig. Und in gewisser Weise bin ich genau das: eingesperrt, meine ich. Ich habe siebzehn Jahre hinter stählernen Toren und steinernen Wänden verbracht. Man sagte mir, es sei zu meinem eigenen Schutz, aber in Wirklichkeit ging es nur darum, die Welt da draußen vor mir zu schützen.

Was sie nicht wissen, ist, dass ich keinen weiteren Sturm heraufbeschwören könnte, selbst wenn ich es versuchen würde. Dass meine Gabe seit meiner Kindheit kaum der Rede wert ist. Welche Macht auch immer ich besessen haben mag, sie ist nicht mehr da. Ich bin leer.

Es ist fast zum Lachen: Die letzte Regensängerin ist unfähig, mehr heraufzubeschwören als ein paar Tropfen Nieselregen.

Eine grausame Ironie des Schicksals, anders kann ich es mir nicht erklären. Meine Gabe mag anderen das Leben gekostet haben, doch mich hat sie zu dem gemacht, was ich

bin. Sie zu verlieren, bedeutete, einen Teil meiner Identität zu verlieren. Ohne sie bin ich ... nun, das ist es eben: Ich weiß nicht mal, was ich bin.

Könnte ich meine Kräfte noch einsetzen, wäre meine Gefangenschaft vielleicht etwas leichter zu ertragen – und sei es auch nur, um mir die Zeit zu vertreiben. Aber das kann ich nicht. Ich sitze hier fest, in Harglade Hall, und fühle mich leer und nutzlos. Oft habe ich mich gefragt, ob das die Strafe ist. Für ein Verbrechen, an das ich mich nicht mal erinnern kann. Der Preis, den ich für meine bloße Existenz zahlen muss.

Großmutter sagt, ich solle mir keine Sorgen machen, eines Tages würde mein Regen zurückkehren. Aber ich vermute schon lange, dass sie lügt, um mich zu beruhigen. Besser, ich klammere mich an diesen Strohhalm, als in dem Wissen um meine eigene Leere zu ertrinken. Besser, niemand findet heraus, dass das meistgehasste Mädchen des ganzen Reiches völlig schutzlos ist.

Das türkisfarbene Kleid wird mir wieder ausgezogen, diesmal etwas weniger behutsam, und ich stehe erneut in Unterwäsche da. Unwillkürlich verschränke ich die Arme vor der Brust, als eine weitere Dienerin, beladen mit noch mehr Kleidern, auf mich zukommt.

Großmutter deutet mit ihrem Stock auf ein leuchtend kobaltblaues Seidenkleid, das mit silbernen Pfauenfedern bestickt ist. »Das da«, verkündet sie triumphierend.

Der Pfau ist das Wappentier des Hauses Bartell. Anders als in manchen Nachbarkönigreichen, wo es üblich ist, den Familiennamen des Vaters anzunehmen, tragen die Etheri in Ostacre stets den Namen des mächtigeren Hauses, weshalb ich eine Harglade bin, keine Bartell. Vielleicht ist Groß-

mutter der Ansicht, dass mein Vater trotz seiner Abwesenheit heute Abend auf diese Weise vertreten sein sollte. Ich habe nicht viel übrig für Pfauen und noch weniger für meinen Vater, der mich nicht mehr angesehen hat seit dem Tod meiner Mutter vor fast sieben Jahren. Ich frage mich, was sie wohl von meinem ersten öffentlichen Auftritt halten würde. Ich frage mich, was sie von *mir* halten würde. Manchmal erscheint sie mir im Traum und dann wache ich auf, mit meiner Hand nach ihr ausgestreckt.

Trauer verändert Menschen, aber meinen Vater erkannte ich nicht mehr wieder. Der Mann, der mich einst auf seinen Schultern getragen und mir von jedem seiner militärischen Einsätze ausgefallene Geschenke mitgebracht hatte, dieser ruhige, sanfte und beständige Mann, den ich gekannt, dem ich vertraut und den ich geliebt hatte, war plötzlich verschwunden. An seine Stelle war ein Fremder getreten – kalt, distanziert und kaum je da. In vielerlei Hinsicht war es, als wäre auch er gestorben. Aber im Gegensatz zu meiner Mutter konnte er nicht loslassen und weiterziehen. Mein Vater konnte für niemanden mehr da sein, schon gar nicht für seine Kinder. Und er konnte es nicht ertragen, mich anzusehen, weil ich ihn zu sehr an *sie* erinnerte. Also trat Großmutter in unser Leben und nahm mich und meine Brüder mit zu sich nach Harglade Hall, wo wir seither leben.

Mit einer schwungvollen Bewegung schließt die Schneiderin den letzten Knopf des Kleides und tritt einen Schritt zurück. Mit angehaltenem Atem warten wir beide auf das Urteil meiner Großmutter. Das Kleid ist elegant, mit einem Mieder, das sich eng an meinen Körper schmiegt, und einem Rock, der sich wie ein Wasserfall aus Seide über meine Hüften bis zum Boden ergießt.

Aus dem Spiegel blickt mich ein Mädchen an, das ich kaum kenne.

Großmutter nickt langsam und zufrieden. »Ja«, sagt sie. »Gut. Sehr schön.«

Perlen werden an meine Ohrläppchen geklipst und um meinen Hals drapiert, passend zu denen, die in mein Haar geflochten sind. Ich schlüpfe in flache Schuhe aus blauem Satin und sitze dann geduldig da, während eine Dienerin zartes Rosa auf meine Lippen tupft und eine andere silbriges Puder auf meine Wangenknochen pinselt. Plötzlich werde ich nervös und spüre eine Reihe heißer Stiche in der Brust, als würde mich jemand mit einem rot glühenden Schürhaken traktieren. Ich atme ein paarmal tief durch, wische meine feuchten Handflächen am Kleid ab und blicke finster drein, als ich dafür getadelt werde.

Noch ein Jahr, sage ich mir. Nur noch ein Jahr, dann bin ich frei.

Als ich endlich entlassen bin, mache ich mich durch die verwickelten steinernen Korridore auf die Suche nach meinen Brüdern. In ihren Zimmern sind sie nicht, daher laufe ich die Hintertreppe hinunter.

Dampf und Stimmengewirr erfüllt die Küche. Die Bedienten eilen hektisch hin und her, ausnahmsweise einmal zu beschäftigt, um mich zu bemerken. Fast auf jedem Tisch steht Essen. Goldene Tabletts ächzen unter dem Gewicht von köstlichen Kanapees, Käse, mit Pfefferkörnern und Granatapfekernen garniertem Bratenaufschnitt, Cremespeisen und Pasteten, kandierten Nüssen und Sahnetorten, die so hoch wie mein jüngerer Bruder und doppelt so breit sind. Ich schnappe mir ein Erdbeertörtchen, bevor ich mich wieder davon-schleiche, um in der Bibliothek mein Glück zu versuchen.

Die Bibliothek ist der Ort, an dem ich den Großteil meiner Zeit verbringe. Inzwischen habe ich bestimmt schon jedes Buch hier zweimal gelesen. Früher habe ich für jedes eine Kerbe in das lose Holzpaneel über dem Kamin geschnitten, aber irgendwann war kein Platz mehr. Großmutter hat einen Wutanfall bekommen, als sie es entdeckte, und sofort veranlasst, dass ein Wandteppich darübergehängt wurde – ein ziemlich hässlicher mit einer Harglade-Kobra, die ihren Kopf aus den Flammen hebt. Irgendwo in diesen Regalen gibt es ein Buch über Wandteppiche und auch eines über die Wappen der Adelshäuser von Ostacre. Ich bin nicht wählerisch. Ich habe sie alle gelesen: Märchenbücher, Geschichtswälzer, Bildbände, umfangreiche Anthologien mit Gedichten und Balladen, großformatige Lederbände mit allen möglichen Inhalten von der Beschreibung des Handelsviertels von Valburn bis zu einer Dokumentation der Reparaturmaßnahmen am Dachstuhl von Harglade Hall.

Aber meine absoluten Lieblingsbücher sind die, in denen es um die Anderlande geht: wilde, mythische Inseln weit draußen im Zweiten Meer, die einst von den Magiern beherrscht wurden. Ich habe ihre alten Sprachen studiert und mich in Landkarten vertieft, die vom Alter vergilbt und von lauter Eselsohren ganz verknittert waren. Seit meiner Kindheit war ich fasziniert von ihnen.

Bücher ließen mich die Welt entdecken, von der ich mein Leben lang abgeschnitten war. Allein die Vorstellung, die Anderlande eines Tages mit eigenen Augen zu sehen, hält mich davon ab, zu sehr im Selbstmitleid zu versinken.

Tatsächlich wartet Flint bereits, als ich die Tür zur Bibliothek aufstoße.

»*Endlich*«, sagt er anklagend, als hätte ich es mir freiwillig

lig ausgesucht, den ganzen Nachmittag an- und ausgezogen zu werden wie eine von Renlys Puppen. »Da bist du ja.«

»Ja, da bin ich.«

Mein Bruder schnappt sich den Rest des Erdbeertörtchens, kaum dass ich in Reichweite bin.

Flint und ich sind praktisch identisch, soweit das bei zwei-
eiigen Zwillingen möglich ist. Wir haben die gleichen wider-
spenstigen dunklen Locken, die gleiche olivfarbene Haut und das gleiche spitze Kinn. Das Einzige, was uns wirklich unterscheidet, sind – mal abgesehen von den zwangsläufigen anatomischen Unterschieden und den Brandmalen auf unseren Handrücken – unsere Augen. Meine Augen sind grau und im Moment vor Empörung weit aufgerissen, während mein Bruder mich mit den charakteristischen goldbraunen Augen der Harglades unschuldig anblinzelt.

Er trägt ein dickes, reich besticktes kastanienbraunes Wams.

»Du siehst aus wie ein Teppich«, sage ich zu ihm.

Plötzlich höre ich ein Rumpeln und unser kleiner Bruder taucht auf – besser gesagt, er springt mit einem Satz von einer der hohen Bibliotheksleitern, die sich entlang der Bücherregale verschieben lassen.

»Blaaaaaaaze!« Renly landet gekonnt neben uns und verbeugt sich gleich darauf so tief, dass er fast umkippt. »Ich habe geübt«, verkündet er stolz.

»Sehr beeindruckend«, sage ich.

»Ausgezeichnet«, bestätigt Flint. »Nicht mehr lange und du stellst sogar mich in den Schatten.«

Ren strahlt. Wenn er lächelt, erinnert er mich noch mehr an unsere Mutter als sonst schon. Er selbst kann sich nicht an sie erinnern, weil sie bei seiner Geburt gestorben ist.

Manchmal beneide ich ihn darum, auch wenn ich mir das nur schwer eingestehen kann. Er vermisst weder ihre Geschichten noch den melodischen Klang ihrer Stimme. Auch den Geruch ihres Parfüms vermisst er nicht, den süßen Duft von Feigen und Orangenblüten, der jeden Raum durchwehte, noch bevor sie ihn betrat, und der noch lange, nachdem sie ihn verlassen hatte, in der Luft hing. Sie fehlt ihm nicht, da sie nie Teil seines Lebens war. Er kann nicht vermissen, was er nie hatte.

Ich versuche, die dunkle Wolke über meinem Kopf zu vertreiben, bevor die ersten Tropfen herausfallen, und lenke mich ab, indem ich den obersten Knopf von Rens karmesinrotem Wams schließe, das ihm noch etwas zu groß ist. Da Harglade zu den bedeutendsten flammenbeherrschenden Familien des Reiches gehört, trägt Ren das Rot der Ignitia.

Bei manchen Etheri zeigen sich ihre Gaben von Geburt an, so wie bei Flint und mir, aber üblicherweise entwickeln sich ihre Kräfte erst im Laufe der frühen Kindheitsjahre. Gleichermassen ungewöhnlich wie beunruhigend ist es jedoch, wenn sich bei einem Kind – wie Ren – im Alter von sechs Jahren immer noch keine Gabe röhrt. Großmutter meint, er sei ein Spätzünder und wir müssten Geduld haben. Aber ich mache mir trotzdem Sorgen. Oft habe ich die Kerzen im Blick, wenn er in ihrer Nähe ist, und warte verzweifelt auf ein Zeichen. Auf irgendeinen Hinweis darauf, dass er die Gabe des Feuers geerbt hat – nicht die des Wassers. Dass er so ist wie der Rest meiner Familie und keine Abnormalität wie ich. Oder, was noch schlimmer wäre, dass er genauso leer ist, wie ich es geworden bin.

»Es wird bald so weit sein«, meint Flint. »Sollen wir uns die Ankunft der Gäste anschauen?«

Ich zögere, plötzlich ist da ein Knoten in meinem Bauch. In siebzehn Jahren hatte ich nie – nicht ein einziges Mal – Kontakt zur Welt da draußen. Und jetzt, an diesem Abend, kommt die Welt zu mir.

Es fühlt sich ein bisschen so an, als würde man mich den Wölfen zum Fraß vorwerfen. Nur dass die fraglichen Wölfe dem Irrglauben unterliegen, ich sei das Raubtier.

Ich schaue zu Ren, der erwartungsvoll nickt.

»In Ordnung.« Ich strecke die Hand nach ihm aus und wackle mit den Fingern, damit er sie nimmt. »Dann kommt.«

Als wir durch die Luke auf den Dachboden und dann hinaus aufs Dach klettern, haben sich die Wolken bereits rosa verfärbt und die Sonne versinkt langsam am Horizont. Harglade Hall erhebt sich als große steinerne Festung auf einem Hügel, der einst ein Vulkan war. Von hier oben können wir meilenweit sehen. Unter uns erstreckt sich Valburn, eine Stadt aus Schiefer und Eisen. Die Straßen sind gepflastert und von hohen Gebäuden gesäumt, da man in dieser Stadt seit jeher eher in die Höhe anstatt in die Breite gebaut hat. Mitten hindurch schlängelt sich der Fluss, der sich wie eine Lebensader durch alle Provinzen des Königreichs zieht. Sein Wasser glitzert glatt wie Glas.

Flint zeigt mit dem Finger auf den Weg, der nach Harglade Hall führt. »Da!«

Eine große Prozession schlängelt sich die westliche Straße entlang. Ich versuche, die Farbe ihrer Banner zu erkennen. Grau, glaube ich. Das Grau der Ventalla. Es scheint, dass die Delegation vom Hof des Windes als Erstes eintrifft, angeführt von König Balen, dem Herrscher über die Lüfte und jüngerem Bruder des Kaisers. Man sagt, er reite auf einem Threskan-Hengst, dem schnellsten Pferd der Welt. Man sagt

auch, er könne das leiseste Flüstern noch aus einer Meile Entfernung hören. Der Wind, so raunt man sich zu, lausche für ihn wie ein Spion ohne Augen.

Weit unter uns öffnen die Wachen die Tore. Ich grabe die Fingernägel in meine Handflächen, als die ersten Gäste in den Innenhof strömen.

Neben mir bebt Renly förmlich vor Aufregung. »Schaut!«

Ich folge seinem Blick und bemerke ein grünes Meer, das vom felsigen Bergpass herabfließt. Die Adeligen vom Hof der Blätter verlassen nur selten die Erdlande. Sie ziehen es vor, in ihrem Hain zu bleiben – dem mächtigen Wald, den sie ihr Zuhause nennen. Ich habe gehört, dass Königin Aspen von Terrathian es ablehnt, zu Pferde zu reisen. Statt dessen geht sie lieber barfuß auf der Erde, deren Schutzherrin sie ist.

Flint dreht unvermittelt den Kopf. »Wie aufs Stichwort.«

Purpurrote Banner fluteten die Stadt. Der Hof der Flammen reiste in einem Tross goldener Kutschen an, die von Pferden mit feurigen Mähnen und rotem Zaumzeug gezogen werden. Königin Yvainne von Ignitia liebt es, einen großen Auftritt hinzulegen. Oder besser gesagt, *Tante Yvainne*. Die älteste Schwester meiner Mutter erhob unsere Familie in die höchsten Ränge des Königreichs, als sie vor fast fünfundzwanzig Jahren für den Gekrönten Rat des Kaisers ausgewählt wurde.

Wenn ich eine Legende bin, dann ist der Gekrönte Rat ein Mythos. Denn in Ostacre werden Könige und Königinnen nicht als solche geboren. Hier wird die Krone nicht vererbt – sondern gewonnen.

Etwa alle fünfundzwanzig Jahre findet ein Auswahlritual statt, ein Wettkampf auf Leben und Tod, bei dem die begab-

testen jungen Etheri um die vier Throne kämpfen. Dieser zyklisch wiederkehrende Wechsel der Herrschenden stellt sicher, dass die Macht in jungen Händen bleibt. Im Gegensatz zu den gebrechlichen, altersschwachen Monarchen einiger benachbarter Königreiche sind die Herrschenden in Ostacre immer bei klarem Verstand und körperlich leistungsfähig, denn sie werden durch die nächste Generation abgelöst, bevor das Alter sie auf dem Thron einholt. Und da die meisten Mitglieder des derzeitigen Gekrönten Rates allmählich in die mittleren Lebensjahre kommen, wird im Reich bereits darüber spekuliert, wann wohl die nächste Sonnenfinsternis eintreten wird, mit der die Götter einen Führungswechsel fordern.

Meine Familie, das weiß ich, wünscht sich, dass Flint zu einem der Erben für den Thron von Ignitia auserwählt wird. Tante Yvainne hat ihn dafür ausgebildet, schon seit er noch jünger war als Renly jetzt. Und das ist der einzige Lichtblick meines Schicksals: Das Versiegen meiner Kräfte, verbunden mit der Tatsache, dass meine Geburt beinahe zum Untergang des Reiches geführt hätte, bedeutet, dass ich niemals eine Erbin sein werde.

»Wir sollten besser gehen«, erklärt Flint und beschirmt seine Augen gegen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Ich nicke, aber irgendetwas hält mich zurück.

Und dann spüre ich ihre Ankunft, noch bevor ich sie sehe, noch bevor Renly an meinem Kleid zupft und in ihre Richtung deutet. Eine Bootsflotte mit flatternden blauen Bannern kommt den gewundenen Fluss entlang. Ohne jeden Wind, ohne Segel oder Ruderkräfte gleiten die Schiffe über das schimmernde Wasser auf uns zu.

Der Hof der Wellen.

Das größte Schiff von allen, ein gigantisches Ungetüm aus bleichem Holz, dessen Heck sich nach oben biegt wie ein spitzes Horn, führt die Flotte an. Selbst von hier aus kann ich das Wappen erkennen, das in den Bug geschnitten ist – ein silberner Schwertfisch. Mir stockt der Atem.

Hydra, Königin der Aquatori.

Ich war mir nicht sicher, ob sie kommen würde. Es muss Wochen gedauert haben, von der Lagune – ihrem Hof an der südlichsten Spitze des Reiches – nach Valburn zu reisen. Aber hier ist sie. Hier sind sie alle. Sie alle sind gekommen, um mich zu sehen.

Beklommenheit schnürt mir die Kehle zu. Denn während ich als Regensängerin in meiner flammenbeherrschenden Familie für alle Zeiten die Außenseiterin sein werde, gehöre ich doch auch nicht wirklich zu den Aquatori.

Die Regensänger waren eine Gruppe von Aquatori, die nicht nur die Macht besaßen, das Wasser zu beherrschen, sondern auch Regen beschwören konnten. Viele Jahre lebten sie als Brüder und Schwestern Seite an Seite mit den Aquatori, doch ihre Fähigkeiten konnten unberechenbar und gefährlich sein, was schließlich zu einem Bruch führte. Viele Regensänger verließen ihre Heimat und zogen sich tief in die Wasserländer zurück, wo sie eine eigene Siedlung gründeten. Allmählich, so erzählt man sich, seien sie dort fern jeder Zivilisation verwildert, und das Lied des Regens habe ihnen den Verstand geraubt.

Es ist über ein halbes Jahrhundert her, seit das letzte Mal ein Regensänger gesichtet wurde. Man glaubte, sie seien ausgestorben, ein untergegangenes Volk.

Bis ich auf die Welt kam.

Die letzte Regensängerin – eine Abnormität, ein Rätsel, eine verspätete Pointe zu einem Witz, den niemand lustig findet.

Flint klatscht in die Hände und ich schrecke hoch. »Wir müssen los.«

»Ja«, stimme ich zu und versuche, mich zusammenzureißen. »Großmutter sucht sicher schon nach uns.«

Und genau so ist es. Sie steht auf dem obersten Absatz der großen Treppe, pocht mit ihrem Stock ungeduldig auf den Boden und herrscht vorbeikommende Bedienstete an.

»Na endlich!«, ruft sie, als sie uns sieht. »Was in aller Welt habt ihr getrieben?«

»Ach, ich habe mich nur hübsch gemacht, Großmutter«, antwortet Flint.

Sie bedenkt ihn mit einem eisigen Blick, der jedoch schnell zu einem warmen Lächeln wird.

Renly versucht, unbemerkt an ihr vorbeizuschlüpfen, aber sie packt ihn an den Schultern. »Ich erwarte heute *einwandfreies Benehmen*«, warnt sie ihn.

Unten in der Eingangshalle wimmelt es bereits von Gästen. Das Stimmengewirr hallt von den Steinwänden wider und der Knoten in meinem Magen zieht sich noch fester zusammen.

»Steh gerade, Blaze«, zischt Großmutter und holt Flint an ihre rechte Seite, mich an ihre linke.

Ich beiße mir auf die Innenseite der Wange und verberge meine zitternden Hände in den Falten meines Kleides. Der Lärm in der Eingangshalle ist jetzt ohrenbetäubend und viele der Etheri heben bereits den Kopf und schauen zu uns hoch.

Großmutter schließt die Finger fester um ihren Stock und atmet scharf durch die Nase ein. »Bereit?«

Sie meint es wohl als Frage, aber es klingt wie ein Befehl.
Nein, denke ich. *Nein, ich bin nicht bereit, Großmutter.*
Noch nicht, vielleicht nie.

Aber ich schlucke nur heftig und zwinge meine Füße, sich in Bewegung zu setzen. Schon nach den ersten Schritten verschwimmen die Stufen vor meinen Augen. Die Gesichter verblassen, die Welt scheint zu kippen.

Großmutter gibt mir Halt mit ihrer knochigen Hand auf meinem Arm. »Denk an das, was ich dir beigebracht habe«, flüstert sie. »Demut und Anmut, mein Schatz. Demut und Anmut.«

Ich lächle und lächle und lächle, als wäre ich eine von ihnen.



2

Als ich klein war, versuchte ein Mann mich zu vergiften. Er war Soldat in Großmutters Leibgarde, einer der wenigen, denen sie vorbehaltlos vertraute, ihr Zuhause und ihre Familie zu schützen. Nach dem Sturm verließen viele, die dem Hause Harglade und dem Hause Bartell die Treue geschworen hatten, ihre Posten und schworen ihrem Treueeid ab. Er nicht. Er blieb, er gehorchte, er spielte die Rolle seines Lebens – alles nur, um nahe genug an mich heranzukommen, um mich zu töten.

Sein erster Versuch misslang. Das Gift war von schlechter Qualität und roch stark. Daher wurde das mit dem Gift versetzte Essen als verdorben angesehen und an die Schweine verfüttert, die sich bald darauf in ihrem eigenen Dreck wanden und eines grässlichen Todes starben.

Beim zweiten Versuch war der Mann schlauer. Diesmal war das Gift klar, farblos und nicht zu identifizieren. Es war so stark, so zersetzend, dass ein paar Tropfen ausreichen würden, um die Kehle des Opfers zu verätzen.

Flint und ich tranken vor dem Schlafengehen oft heiße Milch mit Honig. Darin sah der Mann seine Chance. Um auf Nummer sicher zu gehen, vergiftete er beide Tassen.

Es gab nur ein Problem: Die Bedienstete, die das Tablett in unsere Zimmer bringen sollte, schaffte es nicht über den zweiten Treppenabsatz hinaus. Nur ein Schluck, mehr war nicht nötig. Sie wurde in einer Lache aus Milch und Erbrochenem aufgefunden, aus dem klaffenden Loch in ihrer Speiseröhre sickerte Blut.

Zimmer wurden durchsucht, ein Scheiterhaufen wurde errichtet und der Attentäter starb schreiend.

Jahre später erfuhr ich, dass seine gesamte Familie im Sturm ertrunken war. Für ihn war das, was er tat, Rache und nicht Mord. Er dachte, mein Tod sei der Preis für den Tod seiner Liebsten. Wenn er mich ansah, sah er kein Mädchen, sondern seine eigenen toten Kinder vor sich. Blau und aufgedunsen. Sein Zuhause überflutet. Seine Welt einsam und leer.

Ich konnte ihn nie für das hassen, was er versucht hatte. Es gab sogar Zeiten, in denen ich mir wünschte, er hätte Erfolg gehabt – so wie in diesem Moment.

Mein Herzschlag dröhnt mir in den Ohren. Von allen Seiten starren mich die Menschen an, ihre Blicke ersticken mich, als ich auf das Meer aus erhobenen Gesichtern hinunterschaue.

Angst. Das ist es, was mir zuerst entgegenschlägt. Dann Abscheu. Von einigen auch Neugier, aber ohne jegliche Bewunderung. Und in manchen Augen erkenne ich eine Mischung aus allen dreien. Sie maskieren sich mit Höflichkeit, blecken die Zähne und nennen es lächeln. Für diese Menschen bin ich kein Mädchen, sondern ein Monster.

Wie einfach wäre es für einen von ihnen, einen weiteren Anschlag auf mein Leben zu verüben. Die Nadel einer Brosche, eine aus einem Rüschenärmel hervorgezogene Klinge – mehr wäre nicht nötig. Und ich könnte mich nicht mal verteidigen.

Unten an der Treppe angekommen, bleibe ich dicht bei Großmutter, und als wir angekündigt werden, drücke ich mich sogar noch etwas enger an sie.

»Lady Harglade von Valburn, begleitet von ihren Enkeln Flint, Blaze und Renly.«

Während wir die überfüllte Eingangshalle durchqueren, neigen viele Etheri den Kopf. Einige ergreifen Großmutters Hand und murmeln Begrüßungsworte. Als beeindruckende Persönlichkeit und Oberhaupt einer der mächtigsten Familien des Reiches ist Großmutter schon verehrt worden, lange bevor Tante Yvainne zur Feuerkönigin gekrönt wurde. Ich habe die Geschichten gehört. Sie nannten sie Leda, die Flammenwerferin. Die schönste Frau aller vier Königreiche. Auch im Kampf sehr geschickt.

Aus der Familie der Harglades wurden mehr Erben ausgewählt als aus jedem anderen Adelshaus und Großmutter war da keine Ausnahme. Sie selbst hat den Thron zwar nicht errungen, dem vorherigen König von Ignitia jedoch als wichtigste Ratgeberin gedient, bevor die letzte Auswahl seine Herrschaft beendete. Alle ihre drei Töchter und mein Vater kämpften damals um die goldene Flammenkrone.

Als ein Harglade und Sohn zweier Erben lastet bei der nächsten Auswahl ein großer Druck auf Flint. Ich kann nicht behaupten, dass ich ihn beneide.

Der Ballsaal ist vollständig aus Stein, von der glänzenden Tanzfläche bis zu der langen Festtafel, auf der jede Menge

goldene Servierplatten mit erlesenen Speisen stehen und mit Champagner gefüllte Gläser zu Pyramiden aufgestapelt sind. Angeregtes Geplauder vertreibt mehr und mehr die drückende Stille, sich übertönende Stimmen erfüllen den Kuppelsaal.

Ren wippt aufgeregt auf den Fußballen. Ich nehme seine Hand, um ihn davon abzuhalten wegzulaufen – zumindest rede ich mir ein, dass es dabei um ihn geht und nicht um mich.

Draußen ist die Abenddämmerung hereingebrochen und der Saal wird nur noch fahl erleuchtet. Großmutter hebt ihre rechte Hand, auf der das Ignitia-Feuerzeichen eingekräuselt ist, und entzündet mit einer schwungvollen Geste sämtliche Kerzen im Saal; tausend kleine Flammen erwachen zum Leben und vertreiben die hereinbrechende Dunkelheit. Ein Raunen geht durch die Reihen und vereinzelt gibt es Applaus.

Ich reibe mit dem Daumen über die wächserne Narbe an der Stelle, an der mein erstes Brandzeichen war. Bei meiner Geburt erhielt ich zusammen mit Flint ein Brandmal, denn damals glaubten sie ja noch, ich sei eine Ignitia. Nach dem großen Sturm brannten sie es weg und ersetzten es durch den Wassertropfen der Aquatori auf der anderen Hand. Alle Etheri haben ihr Brandmal auf der rechten Hand, nur meines befindet sich auf der linken. Es ist die ständig sichtbare Erinnerung daran, wer ich hätte sein sollen, und zugleich Ausdruck der Abartigkeit, die ich in Wahrheit bin.

Flint fängt meinen Blick auf und zieht eine Augenbraue hoch – fragend.

Ich kann ihm nicht sagen, dass ich mich gerade darauf konzentriere, den Inhalt meines Magens bei mir zu behalten,

oder dass die vielen bohrenden Blicke sich anfühlen, als würden sie Löcher in mich brennen. Dann ruft jemand seinen Namen. Flint drückt kurz meinen Arm, und nach einer etwas übertriebenen Verbeugung vor Großmutter taucht er in der Menge unter. Erst da merke ich, dass auch Renly verschwunden ist. Das gefällt mir gar nicht, aber ich bin zu feige, mir einen Weg durch die versammelten Gäste zu bahnen, um ihn zu suchen. Stattdessen stehe ich unbeholfen an Großmutters Seite und komme mir vor wie ein kleines Kind.

Die Gäste kommen in Scharen heran, um sie zu begrüßen, doch sie haben nur Augen für mich. Einige stellen sich vor und gratulieren mir zum Namenstag. Manche geben mir sogar einen Kuss auf die Wangen, bewundern mein Kleid und versichern mir, wie sehr ich meiner Mutter ähnele. Andere blicken finster drein und geben sich keine Mühe, ihre Feindseligkeit zu verbergen. Und viele sind dabei nervös und ängstlich, was ich am leichten Zittern in ihrer Stimme oder an ihren verräterisch feuchten Handflächen erkenne. Eine betagt wirkende Frau, offenbar eine alte Freundin meiner Großmutter, zuckt jedes Mal zusammen, wenn ich blinzele. Daraufhin bemühe ich mich, jedes Blinzeln zu vermeiden, um ihr die Angst zu nehmen, was sie jedoch nur noch mehr zu verstören scheint. Als sie davonwankt, die faltige Hand ans Herz gepresst, versuche ich, mich an alles zu erinnern, was Großmutter mir über das Benehmen bei Hofe beigebracht hat. Aber mein Kopf ist wie leer gefegt.

Ich schaue verlegen zu Boden und knabbere an meiner rissigen Nagelhaut.

»Kau nicht an deinen Fingern herum!«, zischt Großmutter durch ihre zusammengepressten Lippen.

Nach etwa einer Stunde, in der ich so viel gelächelt habe,

dass es sich anfühlt, als hätte ich eine Kiefersperre, versetzt Großmutter mir einen leichten Schubs, um mich dazu zu ermutigen, in die Menge einzutauchen. Ich ignoriere sie und stemme stattdessen meine Füße in den Steinboden – was sich als klug erweist, denn der Windstoß, der plötzlich durch den Saal fährt, hätte mich sonst umgeworfen.

Der Hofstaat des Windes kommt durch die Türen herein, von Kopf bis Fuß in fließende stahlgraue Gewänder gekleidet. An der Spitze erkenne ich König Balen – eine große, beeindruckende Erscheinung mit blässer Haut und dunklem Haar. Sein wallender Umhang wirkt, als wäre er aus Morgen Nebel gewebt, und er trägt die Ventalla-Krone, einen Kranz aus goldglänzenden Federn.

Das Geplauder ebbt ab und erstirbt dann ganz.

»König Balen von den Windlanden«, verkündet eine Stimme.

Der Blick seiner rabenschwarzen Augen gleitet über die Gäste, verweilt kurz bei Großmutter und bleibt dann an mir hängen. Er zeigt weder Abscheu noch Angst. Ich kann seinen Gesichtsausdruck nicht deuten, denn ich habe bisher keinen vergleichbaren gesehen. Am liebsten möchte ich wegschauen, aber ich tue es nicht. Ich zwinge mich, seinem Blick standzuhalten. Als er mit sanfter, seidiger Stimme zu sprechen beginnt, weiß ich, dass seine Worte einzig und allein für mich bestimmt sind.

»Hallo, kleine Taube.«

König Balen spricht nicht laut. Tatsächlich hätte ich ihn auf die Entfernung kaum verstehen können, wenn nicht wispernde Luftströme seine Worte durch den Raum getragen hätten. Es ist, als stehe er direkt neben mir. Als flüstere er mir die Worte ins Ohr.

Ein weiterer Windstoß wirbelt durch den Saal, als König Balen eine lässige, fast beiläufige Geste macht. »Nun geht und amüsiert euch«, weist er seinen Hofstaat an.

Die Höflinge von Ventalla verschwinden in der Menge, und bevor ich auch nur blinzeln kann, hat der König mit ein paar gleitenden Schritten den Raum durchquert. Großmutter stützt sich schwer auf ihren Stock, als wir gemeinsam in einen tiefen Knicks sinken. König Balen ist zwar nicht der Herrscher der Ignitia oder Aquatori, aber jedes Mitglied des Gekrönten Rates gehört zum Hochadel von Ostacre und hat daher in allen vier Königreichen Anspruch auf höchsten Respekt. Sein eigenes Königreich, die Windlande, liegen im Norden des Imperiums. Ich habe Geschichten über seinen Hof gehört, über den Marmorpalast, der sich ganz oben auf der höchsten Klippe erhebt, hoch über den Wolken.

»Eure Majestät, darf ich Euch meine Enkelin Blaze vorstellen?«

König Balen legt den Kopf schief und mustert mich von oben bis unten. »Die letzte Regensängerin. Was für eine Ehre, dich kennenzulernen.«

Mein Mund ist ganz trocken. »Eure Majestät«, murmle ich.

»Wie ähnlich sie Analiese sieht, findet Ihr nicht auch, Lady Harglade?«, sinniert König Balen.

Großmutter nickt, und in ihren Worten schwingt ebenso viel Schmerz wie Stolz mit, als sie sagt: »In der Tat, Majestät. In der Tat, die Ähnlichkeit ist unverkennbar.«

Er hat recht. Ich sehe aus wie meine Mutter, und das ist der Grund, warum mein Vater es nicht über sich bringt, mich anzusehen.

Der König lächelt und presst die Spitzen seiner blassen

Finger wie im Gebet aneinander. »So ein hübsches kleines Ding. Sag mir, wie kann jemand, der so rein ist, ein Lied von solcher Zerstörungskraft singen?«

Er greift nach meiner Hand und mustert die Narbe. Seine Lippen sind kalt, als er sie daraufpresst.

Mein Magen fühlt sich an wie mit Blei ausgekleidet. Ver-spottet er mich? Was will er von mir hören? Dass ich den Sturm bereue? Dass ich mich schuldig fühle? Nun, das tue ich. Jeden Tag aufs Neue.

Aber da ist noch eine andere Seite, auch wenn ich das nie-mals zugeben würde, nicht König Balen gegenüber und auch sonst niemandem. Denn während ich um den Verlust von Leben trauere, trauere ich zugleich auch um den Verlust meiner Gabe.

Ich kann nicht anders, so selbstsüchtig und seelenlos es auch scheinen mag.

Ich kann nicht anders, als mich zu fragen: *Wofür das alles?*

Und ich kann nicht anders, als zu denken: *Was für eine Verschwendug.*

Großmutter legt schützend ihre Hand auf meinen Arm.
»Eure Majestät ...«, beginnt sie.

König Balen glückst nur leise. »Verzeiht. Heute Abend ge-denken wir der Vergangenheit und feiern die Zukunft. Heute Abend ehren wir dich, kleine Taube.«

Der König des Windes verbeugt sich tief, dann ist er ver-schwunden und hinterlässt nur eine kalte Brise.

Die Gäste in unserer Nähe, die neugierig jedes Wort mitangehört haben, wenden sich hastig erneut ihren Nach-barn zu und geben vor, in ihre Gespräche vertieft zu sein. Plötzlich kann ich wieder frei atmen. Großmutter tätschelt

mir den Rücken, doch ihre Augen sind auf die Tür gerichtet.
Über ihr Gesicht breitet sich langsam ein Lächeln aus.

Ich kann durch den Lärm von Hunderten von Stimmen lautes Hufgeklapper im Hof vernehmen. Hufe von schneeweissen Pferden mit scharlachroten Mähnen und scharlachroten Zügeln.

Der Hofstaat der Flammen strömt in den Ballsaal. Meine Tante, Königin Yvainne, rauscht in einem Kleid von der Farbe alten Blutes auf uns zu, auf dem Kopf die Krone von Ignitia – ein goldener Flammenreif, in dem sich das flackern-de Licht jeder Kerze im Raum spiegelt.

Dicht hinter ihr Hester, die andere Schwester meiner Mutter, sowie Hesters Tochter, meine Cousine Ember. Beide tragen eng anliegende Kleider in einem rostigen Orange.

Alle Gäste im Saal neigen den Kopf, als meine Tante angekündigt wird. Großmutter breitet die Arme aus und ich sinke in einen weiteren einstudierten Knicks.

»Mutter!«, ruft Yvainne und strahlt übers ganze Gesicht.

»Mutter«, wiederholt Hester steif.

Von den drei Harglade-Schwestern ähnelt Hester meinem verstorbenen Großvater am meisten. Sie ist klein, drah-tig, mit markanten Gesichtszügen. Yvainne ist größer, ihre Schönheit weicher und ihre Harglade-Augen sind heller. Meine Tanten waren nie unfreundlich zu mir, nicht direkt. Aber ich hatte immer den Eindruck, dass sie mich nur als ein lästiges Haustier von Großmutter betrachten, eines, gegen das sie sich nicht offen aussprechen können, es aber insgeheim lieber hätten, wenn es einen Maulkorb tragen würde.

Ich lächle Ember an. Ihre Lippen verzieren sich, aber nicht zu einem Lächeln. Sie ist ein zierliches Mädchen von fünfzehn Jahren, mit pechschwarzem Haar und schweren

Lidern. Ihre Haut schimmert wie mit Goldpuder bedeckt und an ihren Ohrläppchen baumeln lange goldene Schlangen, die mit winzigen Granaten besetzt sind.

Früher dachte ich, wir könnten Freundinnen werden. Abgesehen von einigen jüngeren Dienerinnen, die mich meiden, so gut es geht, ist Ember das einzige andere Mädchen, mit dem ich je Kontakt hatte. Aber ich lernte schon sehr bald, dass meine Cousine kein Interesse daran hat, meine Freundin zu sein. Verwöhnt und gehässig, wie sie ist, hat sie quasi keinen Zweifel an ihrer Meinung über mich und meinen Platz in dieser Familie gelassen. Angefangen damit, dass sie als Kind an meinen Zöpfen zog, sobald Großmutter uns den Rücken zudrehte, bis hin zu dem abfälligen Kommentar über mein Kleid, den sie mir gerade zuflüstert, während sie sich vorbeugt, um mich zu umarmen.

Sie weiß, dass ich mich nie über sie beschweren würde. Diese Genugtuung gönnen ich ihr nicht.

»Cousine.« Ihre mädchenhafte Stimme trieft vor honigsüßem Hass.

Tante Yvainnes Blick geht suchend an mir vorbei. »Wo ist dein Bruder?«

Sie meint Flint, ihr überaus geschätztes Wunderkind.

»Oh, irgendwo hier«, antworte ich dümmlich und trete von einem Bein aufs andere. »Ich glaube, er steht bei Freunden.«

Großmutter streicht mir eine lose Haarsträhne hinters Ohr. »Wie wäre es, wenn du ihn für deine Tante suchen gehst, Blaze? Ich bin sicher, Ihre Majestät möchte ihrem Nefen genauso gern zum siebzehnten Namenstag gratulieren wie ihrer Nichte.«

Sehr unauffällig, Großmutter.